Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 2

Artikel: Unser Schweizer Standpunkt

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633287

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

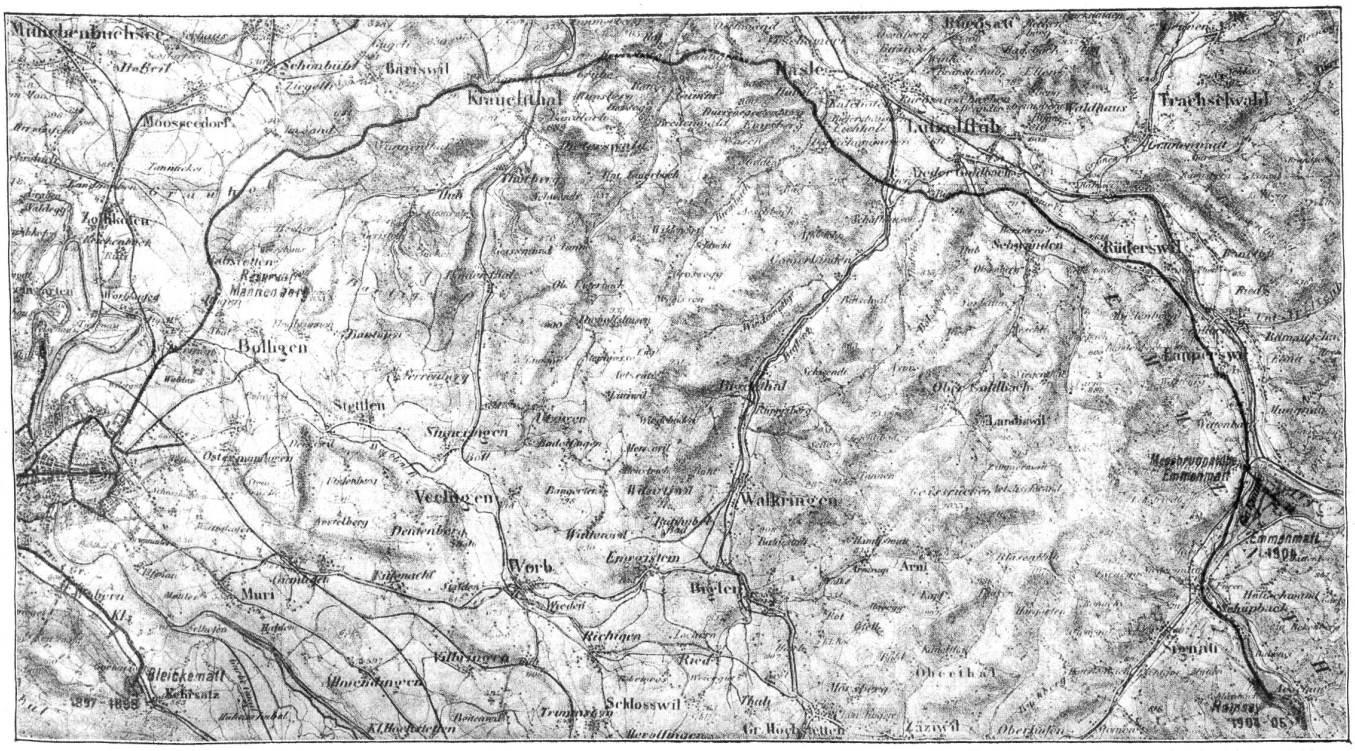
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Karte zur Wasserversorgung der Stadt Bern: **Die Emmentaler Hochdruck-Wasseranlage.**
(Mit Bewilligung der Schweiz. Landestopographie am 5. 1. 15 reproduziert.)

Unser Schweizer Standpunkt.

Daß wir in dem gegenwärtigen Völkerringen neutral sind und sein müssen, ist heute der überwiegenden Mehrheit des Schweizervolkes geläufig. Nur ganz wenige Draufgänger wollen das nicht begreifen und möchten am liebsten morgen schon einer bestimmten Partei der Kriegführenden sich anschließen. Sie kommen für uns nicht in Betracht. Schwerer wiegt, daß die verschieden gerichteten Sympathien unser Volk in zwei Lager zu spalten drohen: hier die Freunde der deutschen Sache, dort die Anhänger der Franzosen. Das schlimmste Stadium dieser Erscheinung haben wir zum Glück schon überwunden. Es gab eine Zeit — es war in den ersten drei Monaten des Krieges — da sich die sprachliche und die durch die Abstammung bedingte Zugehörigkeit zu den im Kampfe stehenden Völkern mit elementarer Wucht geltend machten: die Deutschschweizer begeisterten sich für den „deutschen Krieg", die Welschweizer vergaßen ob ihren leidenschaftlichen Sympathiebezeugungen an Frankreichs Adresse ihr Schweizertum. Das waren gefährliche Tage. Was dabei leicht hätte herauskommen können, ein unheilbarer Zwiespalt zwischen den Schweizerbrüdern, den deutschen und den welschen, hat damals niemand herbeigewünscht, gewiß nicht. Der Unfriede wäre — wie schon so oft — wie ein Dieb in der Nacht ins Schweizerhaus geschlichen gekommen, und nach der ersten schlimmen Tat hätte man sich reuevoll einander wieder an die Bruderbrust geworfen — wie schon so oft. Ein Bruderstreit aus dem Temperament heraus mit nachfolgender Versöhnung mag ungefährlich, ja heilsam erscheinen: man hat sich wieder einmal die Meinung gesagt und sich dabei besser kennen und schätzen gelernt. In Zeiten des äußeren Friedens, gewiß. Nicht aber jetzt in Zeiten der Kriegsnot und Kriegsbedrängnis bekommt unserem Lande ein kleiner Bruderstreit gut. Wie ein Felsen aus Granit in der Meeresbrandung müssen wir heute dem Sturm der Weltgeschichte entgegenstehen, sonst möchte auch uns die Schicksalsstunde schlagen, wie sie für viele Völker wohl schon geschlagen hat.

Ich meine, die Gefahr der inneren Entzweiung ist vorüber. Sie war vorüber von dem Momente an, da wir Schweizer anfingen, uns auf den Wert oder Unwert dieser leidenschaftlichen Parteinahme zu besinnen, als wir begannen, uns einen eigenen Schweizer Standpunkt zurechtzulegen, auf dem wir uns zusammenfinden können, die welschen und die deutschen und die italienischen Schweizer. Auf der ganzen Linie ist auf die Leidenschaftlichkeit die Ernüchterung gekommen. Wir haben einsehen gelernt, daß unser nationale Standpunkt nicht jenseits des Rheins oder des Jura liegt, sondern diesseits auf gutem altem Schweizerboden.

Es gebührt der „Neuen helvetischen Gesellschaft" das Verdienst, auf den schweizerischen Standpunkt mit Nachdruck hingewiesen zu haben. Und verdienstvoll war der Gedanke des Zürcher Verlages Rascher & Co., die Ansicht der schriftstellenden Intellektuellen der Schweiz über diese Frage in einem Buche zu sammeln und der Oeffentlichkeit bekannt zu geben. Ganz besonders dankbar anerkennen muß ich die Arbeit von Professor Dr. E. Bovet, des Herausgebers und Leiters der Zeitschrift „Wissen und Leben", der seit Ausbruch des Krieges unentwegt und mit ganzem Herzen für den Schweizer Standpunkt arbeitet.

Die eindruckvollste Meinungsäußerung über dieses The-

ma aber und meines Erachtens die schönste und knappeste Formulierung des Schweizer Standpunktes verdanken wir dem Dichter Dr. Carl Spitteler. Er hat in der Gruppe Zürich der „Neuen helvetischen Gesellschaft" einen Vortrag gehalten — in der „Neuen Zürcher Zeitung" veröffentlicht — der es verdiente, daß ihn jeder Schweizerbürger kennte.

Spittelers Vortrag enthält einen negativen und einen positiven Teil. Im ersteren setzt er sich mit dem Antagonismus zwischen deutsch und welsch und mit seinen Ursachen auseinander: Wir haben uns durch den Ausbruch des Krieges überraschen lassen. „Die Vernunft verlor die Zügel, Sympathie und Antipathie gingen durch und liefen mit einem davon. Und der nachkeuchende Verstand mit seiner schwachen Stimme vermochte das Gefährt nicht aufzuhalten." Doch heute ist der Verstand doch nachgekommen und hat die Zügel wieder ergriffen. Wir haben im ersten Moment nicht eingesehen, daß unsere Interessen bei keiner der Kriegsparteien stehen: Wir haben vergessen, daß uns der Bruder näher steht als der Nachbar. „Auch der beste Nachbar kann unter Umständen mit Kanonen auf uns schießen, während der Bruder in der Schlacht auf unserer Seite kämpft. Ein größerer Unterschied läßt sich gar nicht denken." Es fehlen uns alle politischen Voraussetzungen zum Mitmachen; wir treiben überhaupt keine auswärtige Politik. „Hoffentlich! Denn der Tag, an dem wir ein Bündnis abschließen oder sonstwie mit dem Auslande Heimlichkeiten mächelten, wäre der Anfang vom Ende der Schweiz. Wir leben mithin politisch im Dunkeln, bestenfalls im Halbdunkel. In Kriegszeiten, wo wir Gefahr wittern, befinden wir uns in der Lage des Bauern, der im Walde ein Wildschwein grunzen hört, ohne zu wissen, kommt es, wann kommt es, und woher kommt es. Aus diesem Grunde stellen wir unsere Truppe rings um den ganzen Waldsaum." Wir verlassen uns nicht auf die Freundschaften, die wir in Friedenszeiten rings um uns genießen. Im Krieg entscheiden nicht Sentimentalitäten, sondern die strategischen Notwendigkeiten. Belgiens Beispiel zeigt uns das deutlich genug. Darum mißtrauen wir den Gefühlen, die uns den einen Nachbar in einem freundlicheren Lichte zeigen wollen als den andern. Der Appell, im Namen der Rassen- und Kulturgemeinschaft für die eine oder andere Partei sympathisieren zu sollen, prallt unverstanden an uns ab. „Als ob es sich da um Philologie handelte! Als ob nicht sämtliche Kanonen das nämliche greuliche Volapück redeten!" Als ob nicht gerade dieser Krieg die Inferorität aller Nationalverbände gegenüber dem Staatsverbande predigte!" Spitteler hätte weiterfahren können: Als ob eine Kultur durch gewaltsame Niederdrückung der andern, durch Mord und Totschlag an Wert gewinnen könnte, als ob es sich bei einem Eroberungs- und Machtkrieg, wie der gegenwärtige es ist, überhaupt um edle kulturelle Werte und nicht zuerst und zuletzt um den „guten Weideplatz" handelte.

Die Kämpfenden sind nie objektiv und gerecht; es ist das für sie auch ein Ding der Unmöglichkeit. Ein Neutraler, d. h. einer, der nicht denkt wie sie, ist ihnen auf alle Fälle verdächtig. Schriftsteller und Künstler müssen das in erster Linie erfahren. „Wie im Felde nach Offizieren, zielt man in der Schreibstube nach berühmten Leuten. Bald gibt es keinen mehr, der nicht schon verketzert und aus irgend einem Tempel feierlich ausgestoßen worden wäre." Wir müssen das in Kauf nehmen; es ist eben Kriegspsychose, ein anormaler Geisteszustand, der seine Ursache in den außergewöhnlichen Verhältnissen hat.

Spitteler warnt uns Deutschschweizer davor, die Urteile der deutschen Kriegspropaganda über die Franzosen und Engländer, Russen und Serben zu den unsrigen zu machen, und er verweist uns im Gegenteil auf unsere eigenen Erfahrungen: den Franzosen verdanken wir die politischen Begriffe, die uns teurer sind als alle anderen: die Begriffe „Republik", „Demokratie", Freiheit und Duldsamkeit usw. Die Engländer haben uns im Sonderbundskrieg und im Neuenburger Handel beigestanden. Die Russen sind nicht so schlimm, wie man sie macht. „Und dann verglichen mit den Türken, Bulgaren, den Kroaten, Slowaken usw.!" „Die Serben haben eine ruhmvolle, heroische Vergangenheit. Ihre Volkspoesie ist an Schönheit jeder anderen ebenbürtig. Denn so herrliche epische Gesänge wie die serbischen hat seit Homers Zeiten keine andere Nation hervorgebracht."

Und dann die „belgische Frage". Spittelers Standpunkt ist hier unerbittlich schweizerisch, d. h. er nimmt Partei für den Schwächeren, den Ueberfallenen. „Ich halte den Dokumentenfischzug in den Taschen des zuckenden Opfers für einen seelischen Stilfehler. Das Opfer erwürgen war reichlich genug. Es verlästern ist zu viel. Ein Schweizer aber, der die Verlästerung der unglücklichen Belgier mitmachte, würde neben einer Schamlosigkeit eine Gedankenlosigkeit begehen. Denn genau so werden auch gegen uns Schuldbeweise zum Vorschein kriechen, wenn man uns einmal ans Leben will." Spittelers Auffassung deckt sich da mit der guten, d. h. unabhängigen schweizerischen Presse. Es muß gesagt werden, daß es eine solche gibt. Die „Neue Zürcher Zeitung", die „Basler Nachrichten", um nur einige deutschschweizerische Zeitungen zu nennen, haben mit anerkennenswertem Mute den Schweizer Standpunkt vertreten.

E. Bovet hält in „Wissen und Leben" den Finger auf diesen Punkt, wo er den Gegensatz zwischen Welsch- und Deutschschweiz erklären will: „was den Welschschweizer überraschte, das war die Ruhe, mit der viele Zeitungen deutscher Sprache die Verletzung der belgischen Neutralität aufnahmen. Die deutschen Sympathien hatte man als etwas Natürliches gelten lassen; an dieser philosophischen „Ruhe" jedoch ist man irre geworden, da hier ein Recht im Spiele war, von dem unsere eigene Existenz abhängt. Das stille Beipflichten zu der Lehre „Not kennt kein Gebot" und zu den nachträglichen Rechtfertigungen verursachten in der Westschweiz eine wahre Bestürzung."

Mit Recht haben unsere Zeitungen der westschweizerischen „Bestürzung" — dieser Ausdruck ist wohl recht gelinde, für das, was in der Westschweiz vorging in den August- und Septembertagen — entgegengehalten, daß unsere Neutralität mit der belgischen nicht zu vergleichen ist. Unsere Neutralität ist geographisch-historisch ganz anders bedingt. Wir wollen nicht mit hochmütiger Ueberlegenheit auf Belgiens andersgeartete Neutralität herniederschauen; daß wir in unserem Zustande glücklicher sind, ist kaum unser eigenes Verdienst, so wenig wie das Schicksal Belgiens als der Belgier Schuld bezeichnet werden kann. Nein, wir wollen keine Schamlosigkeit und Gedankenlosigkeit begehen, aber wir wollen doch auch nicht über der belgischen Fraage die schweizerische vergessen. (Schluß folgt.)